Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch

Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte

Band: 24 (1918)

Artikel: Totenkult in vorgeschichtlicher Zeit: Antrittsvorlesung

Autor: Tschumi,O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-129216

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Totenkult in vorgeschichtlicher Beit.

Antrittsvorlesung von Dr. D. Tschumi, B.=D.

Ein vielfach noch unabgeklärtes Kapitel der vorsgeschichtlichen Forschung bildet der Totenkult. Ein Gang durch die Vorgeschichte mag dies beleuchten:

Palaeolithische Zeit.

Mit dem Auftauchen der ersten Menschen in Europa setzen auch die Anfänge eines Totenkultes ein. Zeugen hiefür sind nicht alle festgestellten Stelettfunde, sondern erst die einwandfrei nachgewie= senen Gräber, die sich durch Anlage und eine Reihe von Einzelmerkmalen als solche kennzeichnen. haben wir aus der ältesten Kulturepoche, dem Chel= léen, wohl Anochenfunde, aber keine Gräber. Die ersten sichern Spuren eines Totenkultes gehen in die jüngere Epoche des Moustérien. Der Mensch lebte damals in der letten Eiszeit, die mit ihren Eismassen über Europa hereingeflutet war. suchte Schutz vor der Witterung in Höhlen und unter Felsschirmen, den sogen. abris sous roche. Die ganze Ausrüstung dieser Naturmenschen bestand aus Steinwerkzeugen und vermutlich Holzwaffen, die sich nicht erhalten haben. Den Schlüssel zu ihrer seelischen Beschaffenheit bietet uns das Studium der heutigen Naturvölker. So wenig wir uns bei diesen verwun= dern, wenn sie ihre Toten nach heiligen Bräu=

chen bestatten sehen, so wenig wird uns daher der Totenkult bei den vorgeschichtlichen Naturvölkern überraschen.

Totenkult beruht auf religiösen Vorstellungen. Religion ist das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, in jeder denkbaren Form. Sobald der Natur=mensch dieser Zeit sich mit religiösen Fragen zu besichäftigen begann, erhob er sich über die tierische Stufe auf die Höhe eines fühlenden und denkenden Wesens und vollzog einen wichtigen Schritt für die Entwicklung der Menschheit.

Nicht weit von den Wohnsitzen der Lebenden sinden wir die Grabstätten der Verstorbenen. Manchemal sind sie in den Wohnhöhlen oder an deren Ausegang. Im ganzen sind bis jetzt kaum 30 quartäre Gräber gefunden worden, eine verhältnismäßig kleine Zahl für die großen Zeiträume der palaeolithischen Epochen. Noch vor kurzer Zeit war daher die Existenzeines quartären Totenkultes bestritten. Erst die Funde von Grimaldi haben den untrüglichen Beweis geliesert.

In La Chapelle aux Saints (Dep. Corrèze) fand sich der Tote in einem regelrechten Grabe von 1,45 Meter Länge, 1 Meter Breite und 0,3 Meter Tiese. Unter den Beigaben sind Ockerfragmente, die sich hier zum ersten Male vorsinden. Ueber die Bedeutung dieser Ockerstücke herrscht heute noch keine Einigkeit. Die einfachste Erklärung scheint zu sein, daß dem Toten der Farbstoff mitgegeben wurde, mit welchem er seine Holzwaffen und Gegenstände zu färben pflegte, was wir aus ethnographischen Parallelen schließen.

Das Skelett I von La Ferrassie (Dordogne) war auf den flachen Boden gebetet, über das Haupt und auf die Schultern aber hatte man je eine Stein= platte als Schutz gelegt. Der Tote befand sich in der sogen. liegenden Hockerstellung, einer rituellen Bestattungsart. Ein zweites Skelett von La Fer= rassie wies die sitzende Hockerstellung auf. Unter der Hockerstellung versteht man die künstliche Lage eines Toten, die Schenkel leicht angezogen oder auf den Leib gebunden. Dies geschieht durch eine Art Fesselung, indem die Glieder auf den Rumpf gebunden werden, noch bevor die Totenstarre einge= treten ist. Der liegende Hocker erscheint mit stark angezogenen Beinen auf der Seite liegend: bei dem sitzenden Hocker befinden sich die Schenkel auf der Höhe der Brust. Lange hat man sich über die Gründe dieser Bestattung gestritten. Tropon sah darin die Lage des Foetus; der Tote geht im Schoße der mütterlichen Erde der Wiedergeburt entgegen. Vir= chow stellte für die Hocker der neolithischen Zeit das Bestreben nach Raumersparnis als Ursache dieser Bestattung bin. Naville und Forrer sahen darin die Stellung des Schläfers, welcher der Auferstehung harrt. Am einleuchtendsten und durch ethnogra= phische Parallelen vielfach gestütt ist die Erklärung Schötensacks, der annimmt, daß die Furcht vor der Wiederkehr der Toten die Ursache der Hockerbestat= tung sei. Der Ethnolog Andree führte zur Bekräftigung dieser Erklärung die Gebräuche der heutigen Naturvölker an. Wenn der ostafrikanische Wagogo seinen Hocker bestattet, ruft er ihm ins Grab nach: "Beunruhige die Zurückgebliebenen nicht!" Unsere moderne Gespenstersurcht wäre demnach nur ein Ueberbleibsel uralter Vorstellungen.

Die wichtigsten Aufschlüsse über palaeolithischen Totenkult lieferten die Gräber von Grimaldi in der Nähe von Mentone.

In vier Höhlen wurden 16 Gräber der Aurisgnacienperiode aufgedeckt, bei deren Untersuchung man folgende Vorkommnisse seststellen konnte:

- 1. Die Toten wurden oft in die Asche des Herdes beigesett; gelegentlich errichtete man ihnen große Gruben, in denen mehrere Individuen zu ruhen kamen.
- 2. Das Grubengrab wurde manchmal ersett durch primitive Steinkisten; diese bestanden aus Einfassungssteinen, über welche eine Querplatte zu liegen kam. Diese schützte bald die obere, bald die untere Körperhälfte, aber nie den ganzen Körper.
- 3. Die Toten wurden häufig auf ein Lager von pulverisiertem Eisenrötel gebettet, mit dem sie vielleicht auch bestreut wurden. Nach der Verwesung schlug sich dieser auf Anochen und Beigaben und färbte sie. Die Vermutung von einer vorgängigen Entsleischung der Anochen und nachheriger künstlicher Färbung ist unhaltbar; dies beweist die genaue anastomische Zusammenlagerung der Anochen.
- 4. Die Toten hatten Schmuck am Kopfe, Halse, auf der Brust, an Arm= und Handgelenken und an den Knien. Es bestand dieser Schmuck aus durch= bohrten Seemuscheln, Schnecken, Hirschrähnen, Fisch= wirbeln, zierlich gesormten Knöchelchen; diese wur= den in sorgfältiger reihenweiser Anordnung gestunden.

- 5. Die übrigen Beigaben, meistens Werkzeuge aus Feuerstein und Knochen, lagen auf der obern Seite des Körpers, mehrmals bei oder in der linken Hand.
- 6. Die Toten wurden sowohl in der Hockerstel= lung als in der gestreckten Lage begraben.

Von diesen Ginzelheiten interessieren uns namentlich die Bestattung von Toten auf dem Herde; die Ueberlebenden scheinen nicht nur keinen Anstoß an der Gegenwart dieser Verstorbenen in ihrer nächsten Nähe genommen, sondern die enge Verbindung von Herd und Totenstätte gesucht zu haben. Fast hat es den Anschein, als ob die Vermutung Ioseph Déchelette's richtig sei, der darin den Keim zu dem alten Kultus der Hausgötter erblickt, welcher bei den Völkern des klassischen Altertums die Grundelage der Familie und des Staates bildete.

In den primitiven Steinkisten erkennen wir unschwer die Vorläuser der Steinkistengräber der neolithischen Zeit.

Der Eisenrötel entspricht dem in andern Gräbern nachgewiesenen Ocker und vermittelte wohl den Toten den notwendigen Farbstoff.

Jum ersten Mal tritt reicher Schmuck bei den Toten auf. Die Schnecken, Tierzähne und Anöchelschen sind sämtliche durchbohrt und waren offenbar, wie aus der sorgfältigen Anordnung hervorgeht, aufgenähter Schmuckbesatz. Wenn die Toten auch Wassen und Werkzeuge aus Stein und Anochen mitbekommen, so weist dies alles auf die Idee von dem Fortleben des Menschen nach dem Tode hin. Der Tote wurde mit allem, was ihm nütlich und

lieb war, ausgestattet. Andererseits suchte man ihm die Wiederkehr zu verunmöglichen, wie aus der Hockerbestattung hervorgeht, wennn wir auf die ethnographischen Hinweise abstellen dürsen.

Aus dieser kurzen Darlegung der Totenriten der ältern Steinzeit geht hervor, daß von einem Totenstult in dieser Zeit gesprochen werden darf. Manche unabgeklärte Fragen können durch neue Funde und deren sorgfältige Untersuchung ausgehellt werden, andere wird man mangels schriftlicher Kunde wohl nie lösen können.

Im Uebergang von der palaeolithischen zur neolithischen Zeit findet sich eine merkwürdige Be= stattungssorm, die sogen. Schädelbestattung. Sie wurde in der Ofnethöhle bei Nördlingen Schmidt festgestellt. In der Azhlienschicht fanden sich zwei freisförmige Schädelbestattungen, die auf einer mit Ocker durchsetzten Erdschicht ruhten und mit einer solchen bedeckt waren. Die größere An= lage enthielt 27, die kleinere 6 Schädel. Alle waren gegen Westen gerichtet. In der Mehrheit waren es Kinder und Frauen. Diese trugen reichen Halsschmuck aus durchbohrten Hirschzähnen und Schnecken. Die Männer entbehrten des Schmuckes, ihnen hatte man Feuersteinwerkzeuge mitgegeben.

Es liegt hier also ein neuer Ritus vor, die Teilbestattung. Denn von den übrigen Körperknochen fanden sich außer einigen verkohlten Anochenstücklein keine Spuren. Ferner ist dies ersichtlich aus den Beigaben, sowie aus dem Vorhandensein der Kieser und der obersten Halswirbel in genauer anatomischer Lagerung. Die Bestattung mußte also vor der Verwesung der Toten stattgefunden haben. Ein fernerer Umstand darf nicht übersehen werden. Die im Innern der Gruben liegenden Schädel waren nahe aneinander geschoben und daher verschoben, während die äußern sehr gut erhalten waren. Sie sind demnach nicht zur gleichen Zeit, sondern all-mählich beigesetzt worden, indem man den Kreis weiter zog und die innern Schädel zusammenrückte.

Daß es sich hier um eine Art Schädelkult handelt, liegt sehr nahe. Die Ethnologie liesert uns wieder Parallelen. Auf den Andamanen tragen z. B. die Witwen die Schädel der verstorbenen Gatten lange mit sich herum; diejenigen der Häuptlinge genießen so große Verehrung, daß man sie sorgsfältig ausbewahrt und ihnen Schutzwirtung zugessprochen wird. In den Beinhäusern des Kantons Wallis, die in oder in der Nähe der Kirchen zu sehen sind, werden die Schädel der Verstorbenen zu monumentalen Totenwänden ausgestapelt, und die Versmutung drängt sich auf, daß wir Nachwirkungen eines uralten Schädelkultes vor uns haben.

Reolithische Zeit.

In der jüngern Steinzeit treffen wir eine Fülle von verschiedenartigen Gräberanlagen und Riten, die in keiner andern vorgeschichtlichen Periode mehr erreicht wird. Die Totenverehrung entwickelt sich aufs höchste und läßt eine Menge von Bestattungs= gebräuchen entstehen, in deren Sinn wir nicht immer einzudringen vermögen.

Wir unterscheiden Gräber in bloßer Erde, Gräber in Höhlen, teils natürlicher, teils künstlicher Art,

die sogen. Dolmen und Ganggräber und schließlich die Steinkistengräber. Der Mittelpunkt der neo= lithischen Flachgräber ist der Mittelrhein in der Gegend von Worms. Dort wurden von Köhl fünf größere Gräberfelder aufgedeckt, in denen die Toten als liegende wie als sitzende Hocker sowie in gestreckter Lage bestattet wurden. Als neue Beigabe erscheint in großer Zahl das Tongefäß, das der palaeolithi= schen Nomadenbevölkerung sehlte und erst mit Be= ginn der Seßhaftigkeit des Menschen seinen Einzug hält. Eine weitere Beigabe, insbesondere in den Frauengräbern, entsprang dem Kulturfortschritt der Neolithiker; es sind die Handmühlen. Die neolithischen Stämme trieben Ackerbau und verstanden die Verarbeitung des Getreidekorns zu Mehl. Diese Arbeit lag, wie wir aus den Grabvorkommnissen schließen, den Frauen ob.

Diese neolithischen Gräber in natürlichen Höhlen sind in Süd= und Mittelfrankreich stark verbreitet. Einige von ihnen, wie die Höhle von Baumes= Chaudes (Lozère), können als Kolkektivgräber oder Dssuarien bezeichnet werden. In dieser Höhle lagen beispielsweise die Knochen von 300 Individuen durch= einander, zu Hausen geschichtet. Die Höhle de l'Hom= me Mort (Lozère) wies ungefähr 50 Individuen auf. Die Beigaben waren außerordentlich spärlich.

Die künstlichen Totengrüfte der neolithischen Zeit sinden sich hauptsächlich im Tale der Marné. Es sind in den Felsen eingegrabene Totenkammern, 1—3 Meter im Geviert; oft tritt man erst in einen Vorraum, bevor man zur eigentlichen Totengruft gelangt. Sie stellen alle Massengräber dar mit etwa

2000 Individuen insgesamt; die Toten oft reihenweise geschichtet, mit einem kleinen Gang dazwischen, manchmal übereinander; die Körper waren dann durch Steinplatten oder eine Sandschicht getrennt. Sehr oft wurde sestgestellt, daß sie in eine Schicht aus Asche und seiner Erde eingehüllt waren. Die Beigaben umfaßten Aexte aus Silex und Jadeit, Wesser, Schaber und Pfeilspitzen aus Feuerstein, Schmuck aus Bernsteinperlen und durchbohrtein Schädelstücken, die von der Trepanation herrührten.

Damit stoßen wir auf einen neuen Ritus: die Trepanation oder Schädelbohrung. Nach Broca hat man zu unterscheiden zwischen Trepanation der Lebenden und Trevanation der Toten. Aussägen von kleinen unter versteht man das Knochenstücken aus dem menschlichen rundlichen Folge als Schädel, welche in ber Umulette dienten. Diese Schädelstücke sind oft durchbohrt. manchmal mit konzentrischen Kreisen verziert und finden sich zahlreich auf den Schäbeln der Toten, welche eine Trepanation zu Lebenszeit durchgemacht hatten. Nach Broca ist die Trepanation auf folgende Vorstellung zurückzuführen. Die Individuen, welche zu Lebzeiten mit Erfolg trepaniert worden waren, erfreuten sich eines solchen Ansehens, daß man nach ihrem Tode die Schädel in viele kleine Stücke trepanierte und diese als geheiligte Talis= mane verehrte. Die Volkskunde gibt uns ein Ana= logon; bei kulturell zurückgebliebenen Völkern Osteuropas genießt ein wie durch ein Wunder der Todesgefahr Entgangener übermenschliches Ansehen. So konnten die mit Erfolg Trepanierten in der neolithischen Zeit angesehen sein. Die Trepanation wird übrigens heute noch bei den Naturvölkern, z. B. im Bismarck-Archipel, geübt und zwar bei Schädel-verletzungen wie bei Krankheiten, die vom Gehirn ausgehen.

Die Frage nach dem eigentlichen Sinn der neolithischen posthumen Trepanation bleibt tropdem eines der vielen unabgeklärten Probleme der Vorgeschichte.

Einzigartig sind die sogen. Dolmengräber, deren klassisches Verbreitungsgebiet Frankreich ist. Die Zahl der französischen Dolmengräber übersteigt das vierte Tausend. Am dichtesten sind sie im Süden und im Westen, wo die Bretagne den Hauptanteil Die Dolmen bestehen aus großen blöcken, über welche eine mächtige Steinplatte gelegt wurde, deren innere Seite verebnet war. In ihrem Innern wurden die Toten bestattet. Nach der Bei= setzung pflegte man das gewaltige Grabmal mit Erde zu überschütten. Mit ihnen verwandt sind die Gang= gräber, bei denen gedeckte Gänge ins eigentliche Grab führen. Das Ganggrab auf der Insel Gavrinis (Morbihan) weist eine Länge von 12,5 Metern und eine Breite von 1,4 Metern auf. Es handelt sich hier oft um eigentliche Familien= oder Stamm= grüfte. In einem Dolmen von Port=Blanc (Mor= bihan) lagen etwa 50 Skelette in zwei Reihen, die durch flache Steine voneinander getrennt waren. Sie blieben hie und da noch in späterer Zeit im Ge brauch; wir stoßen nämlich gelegentlich auf Gräber Ritus, der Totenverbrennung, mit einem neuen welche erst im Zeitalter der Bronze allaemein wurde.

In Skandinavien nennt man die großen Dolmen Riesenstuben. In diesen Megalithgräbern stehen wir auch vor neuen Riten. So hat man in den nordischen Dolmen vielsache Spuren von Feuer gesunden, die aber nicht zur Verbrennung der Leiche dienten, sondern Ritualseuer gewesen sein müssen. Die Spuren solcher Totenseuer lassen sich noch in den spätern Spochen der Vorgeschichte, bis in die Latenezeit hinein versolgen, und wir dürsen zu ihrer Erklärung an die heute noch geltende Sitte erinnern, den Verstorbenen zu Häupten Kerzen aufzustecken und brennen zu lassen.

Diese Gräber beweisen uns auch, daß die Nach= bestattung geübt wurde. Wenn der erste Tote seine Ruhestätte gefunden hatte, mußte er spätern Toten Plat machen; Schädel und Knochen wurden zusam= mengeschoben in einen Winkel und der Ehrenplatz dem Neuverstorbenen eingeräumt. In diesen Mas= sengräbern sind die Beigaben spärlicher; das alles läßt auf eine Wandlung in den religiösen Vorstellungen schließen. Das Grab ist nicht mehr die Wohnung des Toten, wo er weiter lebt und wirkt mit all seinen Waffen, Werkzeugen und Schmuck. Wir haben vielmehr deutliche Anhaltspunkte dafür, daß die Vorstellung aufkommt, der Tote gehe in ein fernes Land und man müsse ihn für diese Reise ausrüsten. In den Dolmengräbern der Seine et Dise kam auf weiblichen Schädeln die sogen. T-narbe vor; sie muß zu Lebzeiten des Individuums als flache Narbe von T-form in den Schädel eingeschabt worden sein. Derartige Verstümmelungen in Form eines Kreuzes sind schon bei den Völkern des Altertums in Libyen z. B. und bei heutigen Naturvölkern auf den kana= rischen Inseln nachzuweisen. Es wird ihnen bald eine Heilwirkung zugeschrieben, oder dann ist es ein Weihezeichen oder eine einfache Verzierung.

In der Schweiz haben wir Kenntnis von zwei dolmenartigen Grabanlagen. Die eine ist das Offu= arium von Auvernier. Dieses unterirdische Stein= kistengrab bestand aus einer mittleren Kammer, an die sich Seitengänge schlossen. In der Hauptkammer wurden die Toten bestattet, indem man die Schädel der Wand entlang aufstellte und die Langknochen in dem Raum dazwischen ausbreitete. Durch dieses Vorkommnis wurde man auf einen neuen Ritus aufmerksam: die Totenentsleischung. Sie bestand darin, daß man die Toten durch fünstliche Mittel zu entfleischen suchte und erst zum Begräbnis schritt, wenn der Körper in ein Skelett übergegangen war. Denn in dem Anochengrabe von Auvernier ist keine Spur der gewöhnlichen Bestattung zu finden, bei der man den Toten in anatomisch genauer Lagerung mit Beigaben vorfindet, sondern die Toten sind of= fenbar außerhalb des Grabes in Skelette verwandelt und dann erst bestattet worden. Die Sitte Entfleischung üben z. B. die Dajak auf Borneo. Sie betrachten die Verwesung als eine Befleckung der Seele. Man muß den Toten davon befreien, damit er seine lette Behausung gewinnen kann. Deshalb setzen sie ihn der Witterung aus, und erst dann darf die definitive Beisetzung erfolgen. Bis dahin ist der Verstorbene nicht ganz gestorben, seine Seele irrt umber und stiftet Schaden an. Man muß ihn mit Opfergaben zu versöhnen suchen. Erst nach der völ= ligen Entfleischung werden die Anochen gewaschen und im Grabe bestattet.

Das Dolmengrab von Aesch (Ruine Tschäpperli) bildete ebenfalls eine rechtectige Kammer, welche die Körper von 25 Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes barg. Bei jeder neuen Bestattung wurden die Ueberreste der frühern an die Känder gesichoben, damit der Lettverstorbene in der Mitte Platz nehmen konnte.

Die lette Grabanlage der neolithischen Zeit sind die sogen. Steinkisten, die über ganz Europa verstreitet waren. In der Schweiz treffen wir sie am Genfersee in sechs verschriedenen Grabseldern von manchmal großer Ausdehnung, ferner in Glis bei Brig und ein mutmaßlicher Ausläuser davon ist das Hockergrab von Niederried am Brienzersee. Die Gräber sind Steinkisten von rechteckiger oder Trapezsorm. Oft fragt die Deckplatte über die Seitenplatten vor. Ihre Länge erreicht durchschnittlich einen Meter. Daraus geht hervor, daß die Toten nicht in natürlich gestreckter Lage, sondern als Hocker beserdigt werden mußten.

In diesen Hockergräbern kommen recht häusig zwei Skelette vor, die gleichzeitig bestattet worden sein müssen, wie aus der vollständig richtigen anastomischen Lagerung der Skelette hervorgeht, die auseinander ruhten. Diese beiden trennt gewöhnlich ein großer Altersunterschied. So kommen neben einem jugendlichen männlichen Skelette eine erwachsene Frau und neben einem bejahrten Manne ein junges Weib vor. Meistens war der Mann zuerst in das Grab gelegt worden. D. Schrader erklärt dies als eine Totenhochzeit, die auf der Ansicht beruht, daß die Toten ohne Gattin im Jenseits keine Stätte

haben. Deswegen mußte dem Manne eine Frau ins Grab folgen, sogar dem unerwachsenen Manne, wo= bei dann zu der Opferung einer betagten Frau geschritten wurde. Auf ähnliche Ideen wäre das Toten= opfer der indischen Frauen zurückzuführen, die dem verstorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen zu folsen pflegten.

In den Steinkistengräbern der Schweiz wurden wiederholt Kohlenspuren in= und außerhalb der Grä= ber gefunden, welche wahrscheinlich auf die schon früher erwähnten Totenseuer zurückgehen.

Bronzezeit.

Der hauptsächlichste Kitus war in der jüngern Steinzeit die Bestattung gewesen. Bereinzelt, z. B. in der Bretagne, war aber schon die Totenverbrennung aufgetreten. Dieser Brauch wird nun in Westeuropa in der Bronzezeit immer häufiger. In der Schweiz bestand Bestattung und Totenbrand nebenander. Im Osten des Landes huldigten die Menschen der Verbrennung, der Westen blieb der Bestattung treu. Die Grenze bildete die Aare.

Die Asche des Toten wird in eine Urne niedersgelegt. Daneben kommen die Beigaben, Waffen, Werkzeuge und Schmuck, die jetzt aus Bronze versfertigt sind. Darüber errichten die Ueberlebenden einen Steinkern und schütten ihn mit Erde zu: es entsteht eine neue Grabsorm, der Tumulus oder Grabbügel.

Die reichsten Bronzezeitgräber sind die Schachtgräber auf der Akropolis von Mykenae. Sie waren in einer eigentlichen Totenstätte errichtet

worden, die durch einen Wall aus Erde mit Stein= plattenverkleidung abgeschlossen war. Die Gräber der Männer trugen stulpierte Stelen, die der Frauen einfache glatte Steine. Alle Stelen waren gegen Westen gerichtet. In den Frauengräbern sehlten die Waffen; allen gemeinsam war ein märchenhafter Goldschmuck. Goldene Diademe schmückten die Stirnen, goldene Kreuze lagen auf den Gewändern, Ohrgehänge, Nadeln und Ketten aus Gold waren beigegeben. Berühmt geworden sind die goldenen Gesichtsmasken, die in einzelnen Gräbern zum Vorschein kamen. Darstellungen der Paläste, welche die Verstorbenen zu bewohnen pflegten, fehlten nicht. Auch sind Spuren von Menschenopfern vorhanden, welche den 19 Toten der sechs Gräber von Mitenae geopfert worden waren.

Alle diese Beigaben weisen auf die Vorstellung hin, die wir schon kennen gelernt haben, auf die Fortdauer des Lebens im Grabe. In dem Palaste, der in zierlicher Verkleinerung aus Gold wie ein Spielzeug ins Grab gelegt wird, lebt der Tote weiter. Ihn umgeben die Diener, welche ihm in den Tod solgen mußten. Wassen, Wertzeug und Schmuck mangeln ihm nicht. Auf einem Altar, der sich über dem vierten Grabe erhob, wurden ihm Speis= und Trankopfer dargebracht. In den gleichen Ideenkreis gehören die Hausurnen der italienischen Bronzezeit= gräber, welche dem Toten seine Behausung in verkleinerter Form darstellten und zugleich als Behälter seiner Asche dienten.

Eine Beigabe scheint aber mit einer neuen Vorstellung zusammenzuhängen. Die Gesichtsmasken sollten vielleicht in ähnlicher Weise wie die Totenstatuen der Aegypter die fliehende Seele des Verstorbenen aufnehmen. Zur Erklärung diene folgendes Vorkommnis: Ein kretisches Ossuarium in der Nähe von Haghia Triada weist die Eigentümlichkeit auf, daß die Beigaben der Toten nicht in den gemeinsamen Grabraum, sondern in einen abgesonderten Raum niedergelegt wurden. Daraus darf man wohl auf die Vorstellung schließen, daß die Seele des Verstorbenen nach beendigter Verwesung des Toten das eigentliche Grab verlasse und sich in den Raum zusrückziehe, wo die Weihegaben aufgestellt sind.

In Kreta wie bei den früher erwähnten Dajak finden wir also die Vorstellung, daß die Seele im Körper nur so lange bleibe, als die Verwesung andauere. Wir brauchen nur noch einen Schritt weiter zu gehen, so kommen wir zum Totenbrand, dessen Ursprung sehr umstritten ist. Es wird die Seele am ehesten befreit, wenn man den Körper dem Feuer aussett. Nach andern Erklärungen war es vielmehr die Furcht vor der Wiederkehr der Toten, die zum Verbrennen der Verstorbenen führte, eine Vorstellung ähnlich derjenigen, welche der Hockerbestattung zu Grunde gelegen haben mochte.

Sallstattzeit.

In der Hallstattzeit oder der ältern Eisenzeit haben wir ebenfalls eine Reihe interessanter Vorkommnisse. Als Quelle dient uns zunächst das Gräberfeld von Hallstatt selbst, das 993 Gräber auswies. Davon enthielten 525 Bestattung, 455 Totenbrand! Die beiden Kiten sind also

Annähernd gleich stark vertreten. Einige in der Bronzezeit noch herrschenden Totengebräuche treten nur noch vereinzelt auf. Die Hockerbestattung z. B. ist nur noch einmal nachgewiesen. Die Toten werden meistens nur noch in die Erde gelegt und mit solcher zugedeckt. Mitunter bettete man sie auf große Steine oder den Kopf auf eine Steinplatte. Muldenförmige Särge aus Ton sanden sich in neun Fällen. Die Richtung der Gräber ist gewöhnlich von Osten nach Westen, so daß das Antlitz der aufgehenden Sonne zugewendet war.

Auch die Bestattung von Mann und Frau zufammen ist insgesamt nur viermal festgestellt worden.

Unter den Vorkommnissen ist die Teilverbrennung zu erwähnen. Es kam vor, daß den Skeletten einzelne Teile des Körpers wie Kopf oder Beine sehlten, während sich neben dem Toten ein kleines Häuflein Asche vorfand. Dreimal lag der Schädel mit Beigaben auf den Brandresten des üb= rigen Körpers oder dann wurde der Körper ohne Schädel bestattet und die Aschenreste sorgfältig neben dem Toten aufbewahrt. Möglicherweise liegt hier ein Aufflackern jener Totensitte vor, die wir in der Schädelbestattung der Ofnethöhle schon kennen gelernt haben. Es würde sich dann wieder erweisen, wie den alten Sagen von kopflosen Gespenstern oder dem Jäger ohne Haupt ein historischer Kern zu Grunde liegt, und wie sich die Erinnerung an diesen alten Brauch nie ganz hat verwischen können.

Auch die schweizerischen Gräber kommen zur Feststellung neuer Totengebräuche in Betracht. Wir

müssen unterscheiden zwischen den Grabhügeln des Mittellandes und den Flachgräbern des Rhein-, Khone- und Tessintales.

In den Grabhügeln oder Tumuli kommt die Totenbestattung wie die Verbrennung vor. Diese Grabhügel sind von verschiedener Größe, einige sel= tene erreichen die Höhe von zwei bis drei Metern und haben einen Durchmesser von 20 Metern. Der Tote wurde am Orte verbrannt, wo ihm der Grab-Hügel errichtet werden follte, oder dann außerhalb desselben. Dann sammelte man die Asche und die Anochenreste sorgfältig und legte sie in die Urne. Neben diese kamen die Totenbeigaben, die sich auch hier auf Waffen, Werkzeuge und Schmuck erstreken. Ueber diesem eigentlichen Grab wurde ein Stein= kern errichtet, manchmal auch ein Plattengrab und das Ganze mit Erde überschüttet. Oft findet man diesenn Grabhügeln Scherben, die offenbar rituelle Bedeutung haben. Anläklich der Frage. warum in den Totengräbern Scherben von Gefäßen vorkommen, haben Gelehrte auf die Anschauungen der Naturvölker hingewiesen. Der Tote, und alles, was mit ihm in Berührung kommt, ist nach einem polynesischen Ausdrucke tabu, d. h. geheiligt und gefährlich zugleich. Durch Reinigungszeremonien, zu denen offensichtlich auch das Zerbrechen der Gefäße gehört, wird dieser Zauber gebrochen, und die Ueberlebenden bleiben unbehelligt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der alte Studentenbrauch, bei der Totenfeier das Glas zu Ehren des Toten zu zerschlagen, auf diese Vorstellung zurückgeht, wobei an die Stelle des mystischen das symbolische Moment getreten wäre.

Neben den eigentlichen Beigaben finden sich Gefäße, die wohl Getränke enthielten; ebenso sind größere Fleischstücke sowie Opfertiere, hauptsächlich Ochsen und Schweine, in den Grabhügeln von Lunkhofen nachgewiesen worden. Damit hebt sich immer deutlicher die Vorstellung ab von der großen Reise, welche der Tote anzutreten hat. Dazu braucht er nicht nur Waffen, Werkzeuge und Schmuck, sondern auch Vorräte und letten Endes den Wagen. Grab= hügel, in denen dem Toten ein Wagen mitgegeben wurde, kennt man in der Schweiz fünf. In einem Grabhügel von Ins wurde der Tote in einem sol= chen zweirädrigen Wagen, wohl Kriegswagen, bestattet. Daß dieser Brauch nicht allgemein war, ist leicht begreiflich. Wir finden denn auch oft statt des Wagens nur ein oder mehrere Räder und schließlich begnügte man sich mit Radreisen. Aehn= liche Vorstellungen waren im Norden lebendig. Dort wurden in der jüngern Eisenzeit die Toten nicht selten in Schiffen oder Booten bestattet. Oft wurde das Schiff mit einem mächtigen Hügel zugedekt.

Mit der Jüngern Eisen= oder Latenezeit sind wir am Ende der vorgeschichtlichen Zeit angelangt. Wir stehen ann der Schwelle der Geschichte. Zu den stummen Funden, die zwar auch ihre Sprache reden, treten die ersten geschichtlichen Nachrichten. In Mittel= und Westeuropa herrschten die Kelten, im Osten schwang sich das griechische Volk zu einer unerreichten künstlerischen Höhe empor, und im Süden bereitete sich Kom zur künstigen Beherrscherin der Welt vor.

In der ersten Zeit herrscht das Flachgrab mit Totenbestattung vor; zwar findet es sich nicht ver= einzelt, sondern es treten förmlich Nekropolen auf. Daneben werden noch Grabhügel aufgeworfen, na= mentlich in den Gegenden, wo dies in der Hall= stattzeit Brauch war. Die Schweiz macht hievon eine Ausnahme. In der jüngern Zeit erscheint wahr= scheinlich unter germanischem Einfluß die Sitte der Totenverbrennung. Unter den Grabvorkommnissen sett sich die Beigabe eines Wagens fort, die wir kennen gelernt haben. Fm Departement Marne z. B. gibt es 50 Gräber mit Wagen. Skelett des Toten liegt zwischen den Rädern auf dem Rücken; beigegeben sind ihm Schwert, Lanzen= spike und gelegentlich zwischen den Schenkeln ein Helm. Massive Schmuckgegenstände aus Gold sehlen selten. Ebenso reich und auserlesen sind die Eß= vorräte, die ins Grab gelegt wurden. Das Krieger= grab von Châlons enthielt Reste von Hafen, Tauben, Hahn und Ente und ein Gericht von Fröschen! Fast alle diese Wagengräber waren von einem kreis= förmigen Graben umzogen; was wohl auf rituelle Gebräuche zurückgeht, indem die Toten den magischen Kreis nicht überschreiten können und die Lebenden so vor ihnen geschützt sind.

Ferner stehen wir zum ersten Mal vor dem Holzsarge, der aus Brettern zusammengefügt und mit Eisennägeln geschlossen ist.

Die Gräber mit Bestattung von Frau und Mann zusammen erscheinen im nördlichen Frankereich in solcher Zahl, daß man der Erklärung von Totenhochzeiten nicht mehr länger ausweichen kann. Zumal Cäsar von dem Totenkult der Kelten noch

au berichten weiß, daß in früherer Zeit Sklaven und Klienten dem Verstorbenen in den Tod folgten. Die Unsterblichkeit der Seele stand bei ihnen nach dem Geographen Mela so fest, daß sie die Ordnung ihrer Geschäfte und die Bezahlung der Schulden auf das Jenseits verschoben. Wenn aber Diodor zu erzählen weiß, daß die Kelten Briefe in den Scheitershausen warsen, indem sie hofften, die Verstorbenen könnten sie lesen, so müssen wir hinzusügen, daß die Kenntnis der Schrift erst am Ende der Latenezeit austam, dieser Ritus kann daher nur für die Spätslatenezeit gelten.

Die Latètenegräber der Rheingegend, es sei insbesondere Dürkheim erwähnt, weisen einen starken Einschlag an griechischer Importware auf, was auf rege Sandelsbeziehungen mit dem Süden schließen läßt. In zwei schweizerischen Gräbern von Horgen und Langdorf wurden griechische Goldmünzen gefunden, eine davon zwischen den Zähnen des Toten. Diese Sitte, den Toten den Obolus für Charon in die Hand oder in den Mund mitzugeben, war in Griechenland und Italien beliebt und ist ohne Zweisel von den Kelten übernommen worden. Sie kommt heute noch in Griechenland vor.

Manche dieser Kiten haben noch bis weit in die frühgeschichtliche Zeit angedauert, bis Karl der Große und die christliche Kirche alle heidnischen Bräuche und Totenbeigaben verboten.

Die vorgeschichtliche Forschung aber schöpft ihre Kenntnis von der Vorstellungswelt dieser Völker gerade aus den Gräbern und ihrem Inhalt und wird vielleicht an Hand von neuen Funden in manschen Fragen noch Helligkeit verbreiten können.